Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 12

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]

Autor: Aeby, Alfons

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638645

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 12 - 26. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 21. März 1936

In der Frühe. Von Eduard Mörike.

Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir,
Dort gehet schon der Tag herfür
An meinem Kammerfenster.

Es wühlet mein verstörter Sinn
Noch zwischen Zweifeln her und hin
Und schaffet Nachtgespenster.

— Aengste, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!
Freu dich, schon sind da und dorten
Morgenglocken wach geworden.

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

12

12. Kapitel.

Lothar fand nach diesem aufgeregten Abend den Schlaf erst in der Morgenkühle und erwachte auch erst, als die Wärme des Vormittags in die Kammer drang und sein Blut dermaßen reizte, daß zugleich mit dem Erwachen alle Geschehnisse des Vorabends wieder gegenwärtig waren.

Unzufrieden mit sich selbst sprang er aus dem Bette und begann sich rasch anzukleiden.

Draußen gab's plötzlich ein Gepolter, als vollziehe sich bei Holzer ein Wohnungswechsel.

In Hemd, Hose und Pantoffeln trat Lothar neugierig hinaus und gewahrte zu seiner Ueberraschung, wie vier Mann das Harmonium Fridolins die Stiege hinuntertrugen. Es war ein schwereichenes Möbel, gute, alte Struktur.

Was hatte Holzer vor? Wollte er ausziehen? Hatte er das Instrument verkauft? Unmöglich! Wie konnte denn das Leben Holzers noch fortbestehen, wenn er seine Seele weggab? Oft hatte Fridolin seinem Kollegen vorgeschwärmt: „Das Harmonium ist mir Leben, Liebe und Lied!"

Lehrer Lothar fühlte einen Schmerz, als raube man ihm selbst einen freundlichen Teil seines Besitzes.

Als die Träger schwitzend den Fuß der Stiege erreicht hatten und das Instrument niederstellten, fragte er, wohin sie diesen Hausrat brächten. Einer antwortete: „Zu Herrn Lehrer Lentner nach Goldingen." Nun erkannte Lothar, warum Holzer seine Liebe und sein Lied forttragen ließ. Er klopfte an des Kollegen Türe und trat ohne eine Antwort abzuwarten in die nachbarliche Bude.

Da stand Fridolin Holzer steif auf einem Fleck und starrte mit leerem Blick in die Ecke, wo das Harmonium gestanden hatte.

„He, Fridolin", rief er, „was ist mit dir? Steht der Mensch ja wahrhaft da wie Lots Weib als Salzsäule."

Der Ueberraschte wandte erschrocken den Kopf und fuhr sich mit beiden breiten Händen übers Gesicht. Aber es gelang ihm nicht, den Tränenglanz aus den Augen zu wischen.

„Was ist mit dem Harmonium?"

Fridolin beantwortete die Frage mit einem unbeholfenen Wink der Hand. Da rückte Lothar dem Kollegen auf den Leib: „Nicht wahr, du verkaufst es, um deinen Geschwistern zu helfen. Das ist ja großartig, aber doch nicht wohlgetan. Auch du hast ein Anrecht auf die Bedürfnisse des Lebens."

„Pst, pst", beschwichtigte Fridolin mit Rücksicht auf die Männer, die das Instrument hinausgetragen hatten.

„Heraus mit der Sprache", heischte Lothar, die Stimme gedämpft, aber doch beeinflußt von den Aufregungen des Vorabends.

Als Fridolin erneut mit mächtigen Händen abwehrte und dabei dem Freunde sein verweintes Gesicht zuwandte, erkannte der Jüngere, wie sehr diese Trennung den Kollegen jeder Fassung beraubte.

„Werner Lentner hat es dir abgekauft, nicht wahr?" sprach Lothar. „Hat er's dir auch bar bezahlt und wieviel, he?"

„Er bot mir 200 Franken an", bekannte Fridolin kläglich, kaum das Schluchzen bemeisternd.

„Hat er bezahlt?"

„Beim nächsten Quartalzapfen wird er bezahlen."

„Ha, ha", lachte Lothar in Galgenhumor, „er wird bezahlen, du wirst bezahlt werden."

„Er wird", behauptete Holzer aufatmend.

„Natürlich wird er, der ewige Revolutionär! Weißt du nicht, was wir Ritter vom Geiste oft für elende Kaufleute sind. Das Harmonium bleibt hier; ich bezahle dir 250 Franken; 200 sogleich und 50 beim nächsten Quartalzapfen."

Fridolin schüttelte verwirrt das Haupt. Er hatte die Klarheit zu einer Berechnung völlig verloren.

„Schlag ein", befahl Lothar.

„Schon, schon", bebte Fridolin, „aber die Männer unten, die Schande, das Harmonium darf nicht mehr da herauf."

„Abgemacht", rief Lothar, „nun laß mich." Er eilte aus dem Zimmer und befahl den Männern, das Harmonium in sein Schulzimmer zu transportieren. Auf ihr Stutzigwerden erteilte er den Aufschluß, Lehrer Holzer hätte sich eines andern besonnen. Er hieß sie nach getaner Arbeit im Wirtshause auf sein Konto einen Liter trinken. Der nassen Verheißung folgte sogleich der Gehorsam.

In seiner Bude entnahm Lothar dann der Geldschatulle — sie bestand aus einer Zigarrenschachtel, Marke: Flor de Roberto Superiores, die ein Kollege ihm zum Amtsantritte geschenkt hatte, — zwei blaue Hundertscheine. Es verblieb noch eine gelbliche Fünfzigernote. Lothar sah lächelnd darauf nieder. Der Anblick erinnerte an eine herbstlich abgeweidete Wiese. Aber Lehrer Lothar rechnete nicht, ob die magere Weide bis zur nächsten Besoldung ausreiche. Der Kollege und Freund war in Not, warum sollte man nicht ein Stück blauen Geldhimmel opfern, wenn man damit einem Menschenkind, das im grauen Alltag fast erblindet war, die Bläue des wirklichen Himmels wieder schenken konnte.

Fridolin brachte vor Rührung erst kein Wort des Dankes hervor. Als Lothar ohne überflüssige Worte sich davon machen wollte, sprang der Freund ihm nach und sagte zitternd: „Das ist Heilandsdienst, den ich dir nie vergesse, nie!"

*

Lothar schrieb einen kurzen Brief an Werner Lentner und erteilte wegen des Harmoniums den nötigen Aufschluß. Mündlich wolle man es klarer ausfechten. Dann beeilte er sich ins Freie zu kommen. Sein Kopf brummte. Gemüt und Verstand wiegten sich wie in einer Schaukel, die an ungleich gestrafften Drähten hin- und herpendelt. Er schloß das Zimmer ab, um zu verhüten, daß dem Schatze Holzers ein Leid geschehe, denn er hatte damit etwas Besonderes vor.

Im Hinblick auf den nahen Mittag ersparte er sich das Frühstück und schritt nach dem Bachtobel.

Die Natur schien ausgestorben. Kein Vogel sang. Kein Halm und Blatt bewegte sich. Schon begann die Schwüle des Sommertages, über die abgeernteten Kornfelder streichend und von der kahlen und harten Fläche rasch weitergefördert, die Landschaft zu sättigen.

Lothar kamen die heißen Luftwellen genehm. Sie lockten ihn, darin ein Bad zu nehmen. Er wollte seine Seele eintauchen in die glühende Sonne und den heißen Atem der Erde, und es sollte auch diesmal, wie so oft, eine Heilkur werden.

Er setzte sich in die Mitte des grünen, von Haselhecken durchflochtenen Tobels auf einen Eichenstrunk. In der Tiefe plauderte ein Bach. Brandig und ausgedörrt lehnten Wiesenhalden zwischen Tannenwäldern, die in der kristallenen Luft glitzerten wie blauer Stahl.

Die pralle Sonne brannte Lothar auf den Rücken. Bald schmerzte ihn der heiße Druck. Aber er hielt aus. Es war eine Danaidenstrafe. Die hatte er verdient.

Der Besuch bei Hollmanns war voreilig gewesen. Die Rößlein des Herzens waren ihm durchgegangen, weil scheinbar ein glänzender Weg sich öffnete und ein erträumtes Ziel Wirklichkeit annehmen wollte. Nun waren freilich an dem mißglückten Aufenthalt in der Villa nicht die Mädchen schuld, sondern dieser junge Lebemensch, der eine Mädchenblüte mit dem gleichen Leichtsinn zerpflücken würde, wie er für jeden Gegner willkürlich Schläge und Schüsse bis zur Vernichtung übrig hätte.

Neben Claires Vorzügen tauchte das Antlitz der Lehrerin auf, blaß, mit ernstforschenden, fast traurigen Augen; aber am nächsten war das große, harmlose, schutzbedürftige Kind Ruth. —

Gedämpfte Laute rissen ihn aus der Betäubung. Er schrak auf, sprang in die Höhe und sah abwehrend um sich.

Auf dem Wiesenweg schritt der Gemeindeschreiber daher in Begleitung eines schlichten Mannes. Fischlin trug die obligate, ockergelbe Brieftasche unter dem Arm. Er befand sich demnach auf Geschäftswegen.

Lothar hätte am liebsten unbemerkt sich entfernt. Aber es war zu einer Flucht schon zu spät. Der Späherblick Fischlins hatte den Lehrer entdeckt.

Der Gemeindeschreiber blieb stehen und sagte mit einem Versuch zu lächeln: „Guten Tag, Herr Lehrer, wie mir scheint, kauen auch Sie an Problemen."

„Die meinen sind gelöst", entgegnete Lothar abweisend und blies den Grashalm, an dem er kaute, von den Lippen.

„Sie Glücklicher, dann sind Sie umso geeigneter, an den Aufgaben jener Menschen mitzuhelfen, denen keine Lösung gelingen will. Hier ist solch ein lebendiges Problem." Er wies auf den langen, hagern Mann an seiner Seite. Die abgezerrten Züge verrieten Arbeit, Not und Hunger. Lothar kannte ihn wohl, es war der Kleinbauer Wilhelm Dazzon, Besitzer eines kleinen Hofes mit fünf Kühen.

Fischlin schilderte ohne Umschweife des armen Mannes Geschick. Der kleine Bauernbetrieb war nicht mehr zu halten. Er entglitt den überarbeiteten Händen des Führers wie ein zu schwer belasteter Wagen auf abschüssigem Weg. Niemand wollte helfen. Dem Verzweiflungsschrei lieh endlich eine Winkelbank der Stadt ein williges Ohr. Sie vergab gerade soviel Kräfte, den Untergang aufzuschieben. „Als der Segen der Zinsen kam, man sage und schreibe achtundvierzig und einhalb Prozent", betonte Fischlin mit bebendem Zorn, „da mußte das Gefährt mit Schiff und Geschirr unvermeidlich in den Abgrund rollen. Im Amtsblatt ist der Untergang als vollkommener Konkurs an den Pranger gestellt. Geblieben sind acht minderjährige Kinder, eine kränkliche Frau und hier der Wilhelm selber!"

Der verarmte Bauer bestätigte das Elend allein durch seine körperlich klägliche Gegenwart. Aber es war auch zu sehen, wie das Unglück in ihm wühlte, der magere Hals zuckte wie unter der Henkerschnur.

Es trieb den Armen ein Wort der Rechtfertigung einzuwerfen. „Ich habe Tag und Nacht geschafft", keuchte Dazzon.

„An dir hat's nicht gefehlt. Du bist brav und schaffig, das wissen wir", bekräftigte Fischlin, „unser verpfuschtes Wirtschaftsleben trägt die Schuld und mit ihm die Menschen, die es in diese Bahnen geleitet haben. Mitschuldig sind ferner jene, die für die unverschuldete Not kein Verständnis haben, jene, die mit ihrem Kapital helfen könnten, aber mit Wucherzinsen den Mitmenschen erwürgen, etcetera, etcetera. Es ist ein himmelschreiender Jammer."

Lehrer Lothar vergegenwärtigte sich die Kinder dieses verarbeiteten und rechtschaffenen Mannes. Er sah ihre geflickten Kleider, das unförmliche bis zur Unkenntlichkeit seiner Bestimmung abgenutzte Schuhwerk. Aber in diesen armseligen Monturen steckten gesunde und schön gewachsene Körper, immer sauber gewaschen und reinlich gekämmt; die Mutter mußte trotz Krankheit und Not eine ordentliche und tüchtige Frau sein. Eines schmerzte den Lehrer vor allem: diese guten Kinder hatten blutlose Wangen und fahle Lippen und solch hungerige Augen, die statt nach dem Wissen berechtigter nach Brot begehrten. Aber der Lehrer mußte sie von Amtes wegen nur mit kühnen Zahlen und prächtigen Worten füttern. Lothar hatte ihnen und auch andern verschämten, bettelarmen Kindern zuweilen Brot gekauft und sie in der Pause in seiner Wohnung satt essen lassen. Es hätte ihn beschämt, wenn der Vater dieser hungerigen Mäulchen an das Liebeswerk erinnert hätte. Er wollte deswegen öffentlich nicht belobigt sein. Hingegen konnte er aus gleichem Empfinden heraus dem Gedankengang Fischlins beipflichten: „Es klappt nicht in unserer Demokratie! Jeder ist zu viel besorgt um sich selber und kümmert sich zu wenig um den Nachbar. Man ist bemüht, den Klassengeist auszugleichen, und doch faßt er auf dem scheinbar verbesserten Boden immer wieder Fuß."

„Wir schwatzen auch in der Politik zu viel", bestärkte Fischlin, „so wie die meisten Schulmeister in der Schule zu viel belehren. Wir sollten mehr handeln. Sie praktizieren Arbeitsschule, Herr Lehrer, sehr gut. Aber Arbeits- und Menschheitsschule und das wahre Christentum sollten auch von den Erwachsenen im täglichen Leben geübt werden. Kommen Sie heute abend zu Frau Gauch. Auf den nächsten Winter müssen unsere armen Leute Brot haben. Auch diesem Manne muß geholfen werden."

„Wie gedenken Sie ihm zu helfen?" fragte Lothar.

„Ich versuche es zuerst mit einem untertänigsten, kniefälligen Briefe an die Bank. Ob es nützen wird, bezweifle ich. Eine Bank hat kein Herz, darf laut Statut keines haben. Dann muß Wilhelm Dazzon Arbeit bekommen, denn er kann und will arbeiten. Freileich war er Bauer, und da man ihm diesen Beruf geraubt hat, wird er in einem andern Betriebe nur noch Handlanger sein können. Aber das ist Nebensache; Brot ist die Hauptsache, seine acht Kinder und seine Frau haben Brot nötig."

Er sprach die letzten Worte mit einer Stimme, die von Mitleid bebte. Er reichte dem Lehrer die Hand und sprach: „Also auf heute abend."

„Ich werde kommen", sagte Lothar und drückte auch des Bauern Hand.

Die beiden Männer schritten davon.

Lothar sah ihnen nach. Wie sie im Gehen einsackten und die Arme lang hängen ließen, glichen sie krüppelhaften Kreaturen. Was hatte das Leben aus zwei gesunden Menschen gemacht? Das Leben, ja, das heißt die lieben Mit-

Otto Meyer, Amden: Fünfergruppe der Vorsänger im Schulzimmer.

Der Maler Otto Meyer (1885–1933) ist im burgerlichen Waisenhaus der Stadt Bern aufgewachsen. Dieses und ähnliche Bilder sind Errinnerungen an seine Jugendzeit Dr Walter Adrian hat dem Künstler in der Chronik „O mein Heimatland" 1935 eine ausführliche Studie gewidmet. Der Druckstock ist uns vom Verleger der Heimatlandchronik, Dr. G. Grunau, zur Verfügung gestellt worden.

menschen, vielleicht auch das Schicksal, oder war's ein Fluch oder ein Selbstverschulden?

Die Mittagsglocken klangen in vollen und wuchtigen Tönen übers Land und fielen über dem Walde in das Tobel wie eine dumpfe Lawine ein.

Der arme Schlucker nahm bei den ersten Klängen den Hut vom Kopfe. Der Gemeindeschreiber blieb stehen und sah auf den frommen Begleiter, wie auf einen, der nicht bei Sinnen ist, schaute zurück und gewahrte den Lehrer gleichfalls ohne Kopfbedeckung. Nun entblößte er sich seinerseits. So trabten die beiden einträchtig weiter.

Welchem steht Gott der Herr näher und welchen wird er zuerst aus dem Jammer erlösen, rätselte Lothar und stieg den sonnenbrandigen Hügel hinan. (Fortsetzung folgt.)

Die kranke Mutter.

Von Karl Conrad.

Ich entsinne mich noch ganz genau, es war an einem warmen Abend im Sommer, die Fenster standen weit offen, die Temperatur war geradezu drückend.

Meine Mutter lag still und bleich in ihrem Bett. Ihre Nase war in den letzten Tagen noch spitzer geworden, und ihre Wangen waren furchtbar eingefallen. Sie hatte die Augen geschlossen und rührte sich nicht.

Meine Großmutter saß unten auf dem Bett und rieb ihr die Füße warm, als glaubte sie so das Leben zurückhalten zu können. Das Gesicht der Großmutter war weiß wie Papier und ganz starr. Auch saß sie sehr gerade und aufgereckt da. Mein Großvater lief nebenan in der Küche mit langen Schritten umher. Die Tränen rollten ihm übers Gesicht, und er schluchzte, daß es durch das ganze Haus zu hören war.

Vorher, wie der Anfall kam, war er zum Telephon gelaufen, das in dem Gasthaus vom Schwenk installiert war, aber der alte Mann war so erregt und verwirrt, daß er kaum ein Wort hervorbringen konnte. Die Wirtin nahm sich seiner an und telephonierte zum Arzt. Nun mußte der Arzt jeden Augenblick kommen.

Ich stand unten am Bett meiner Mutter, klammerte meine Händchen um den Knauf des Bettpfostens und zog mich empor, um in das Bett hineinsehen zu können. Ich weinte nicht. Warum, das vermag ich heute nicht mehr zu sagen. Ich entsinne mich nur sehr genau, daß ich nicht weinte. Doch hatte ich furchtbares Herzklopfen.

Plötzlich fing ich ganz laut zu beten an: „Lieber Gott, laß doch bitte, bitte, meine Mutti nicht sterben". Dann ging ich um das Bett herum und flüsterte meiner Mutter ins Ohr: „Mutti, du stirbst nicht. Ich weiß das ganz genau. Ich habe gebetet. Der liebe Gott ist gut." Damit schlich ich mich hinaus und hockte mich unter den Birnbaum, der vor dem Hause stand.

Ich saß noch nicht lange dort, als ein Motorrad heraufknatterte. Es fuhr mit großer Geschwindigkeit und hielt mit einem Ruck vor unserer Tür.

Ich lief auf den Arzt zu, er drückte mir flüchtig die Hand. Ich ging hinter ihm her, durch die Küche, wo der Großvater noch immer weinend umher lief, in das Zimmer meiner Mutter. Es war ein sehr kleines Zimmer mit niedriger Decke. Großmutter zündete das Licht an und blieb dann wie ein Steinbild mitten im Zimmer stehen. Der Arzt war ein blutjunger Mensch mit einer Menge Narben im Gesicht, die mir eine gewaltige Hochachtung einflößten.

Er untersuchte lange und eingehend. Dann ließ er sich ein Glas Wasser bringen und hantierte mit verschiedenen silbrig glänzenden Instrumenten. Er machte eine Einspritzung. „Das ist der letzte Versuch", sagte er, richtete sich auf, ging zum Fenster, lehnte sich daran und kreuzte die Arme.

Es war totenstill in dem kleinen Zimmer.

Plötzlich knirschte draußen der Kies. Ich reckte meinen Kopf über die Fensterbank und sah meinen Vater langsam herankommen. Er hatte sich auf das Telegramm hin sogleich in den nächsten Schnellzug gesetzt. Er hatte keinen Mantel und keinen Koffer bei sich. Dennoch ging er so langsam und müde, als habe er eine ungeheure Last zu tragen. Als er durch den Lichtstreifen ging, sah ich, daß sein Gesicht kreideweiß war. So hatte ich meinen Vater noch nie gesehen.

Wie er ins Zimmer trat, bewegten sich seine Lippen, als ob er etwas sagen wollte. Es war aber kein Laut zu hören.

Der Arzt hatte sich wieder über meine Mutter gebeugt und horchte mit einem Rohr an ihrem Herzen. Es dauerte endlos lange. Schließlich richtete er sich auf, die Arme hingen ihm schlaff herunter, und sagte ganz unvermittelt mit einem kleinen, hilflosen Lächeln: „Tot."

Für einen Augenblick rührte sich nichts im Zimmer. Dann ging mein Vater langsam zu dem Bett und sank am Kopfende nieder. Er nahm den Kopf meiner Mutter zwischen seine großen Hände und küßte fortwährend ihren Mund. Nebenan in der Küche war es gleichfalls still geworden.

Ich dachte: „Jetzt ist Großvater in den Wald gegangen." Und plötzlich zog sich mir die Kehle zusammen, und ich fing an, laut und jämmerlich zu weinen.

In diesem Moment sprang mein Vater auf, riß den Arzt am Arm zu sich her und deutete mit der Hand auf die Augen meiner Mutter. Wir starrten alle dorthin, es war gar kein Zweifel: die Augen meiner Mutter bewegten sich. —

Der Arzt hielt wieder sein Rohr an das Herz meiner Mutter. Dann rieb er sich vor Freude die Hände.

Und ich eilte in den Wald, meinen Großvater zu suchen. Ich rief nach allen Seiten, bekam aber keine Antwort außer einem halben Echo. Als ich dahinlief, blickte ich von ungefähr seitwärts und sah meinen Großvater auf einem Baumstamm sitzen. Er weinte nicht mehr, er blickte mich nur mit stumpfen, großen Augen an: „Tot? Nicht wahr? Sag es nur ruhig." — „Nein", rief ich, „nein, Großvater, sie lebt!" Er schüttelte nur traurig den Kopf und sagte: „Lüg nicht, Junge." Dann aber, plötzlich, sprang er auf und lief so schnell den schmalen Feldweg entlang unserm Hause zu, daß ich ihm trotz meiner jungen Beine kaum zu folgen vermochte.

März.

Von Otto Promber.

Ueber die Felder ein Singen geht:
„Frühling will Einzug halten!"
Und mit dem Wind, der von Süden weht,
Tönt's wie ein schüchternes Morgengebet:
„Segne das neue Entfalten!"

Leise knistert der letzte Schnee,
Bäche rauschen und schäumen;
Würziger Erdgeruch quillt in die Höh',
Neues Leben, wohin ich seh' —
Ach, wie lang war das Träumen!

Hellgrün flammt's schon den Bach entlang,
Klarblau leuchtet's von oben.
Hört ihr's? Jubelnder Lerchengesang!
— Und die Veilchen am Wiesenhang
Haben die Köpfchen erhoben ...